



Erscheint Mittwoch und Samstag

# Obwaldner Volksfreund.

Abonnementspreis:

Für die Schweiz jährlich Fr. 5.—,  
halbjährlich Fr. 2.50, Post-Abonnements  
10 Cts. Zuschlag.

Insertionspreis:

Für Obwalden die einseitige Petitzeile  
8 Cts., für auswärtige 10 Cts. Wiederholungen Rabatt.

Insertate nehmen für uns alle Annoncen-  
Expeditionen entgegen.

Gratis-Beilage:  
„Illustriertes Sonntagsblatt“.

Druck und Expedition:  
Louis Ehrli, Sarnen. — Telefon.

Einundvierzigster Jahrgang

Nr. 17

Sarnen, Mittwoch, 1. März 1911

## Aschermittwoch.

Vorbei sind die Faschingsfreuden einer tollen Welt. An ihre Stelle ist der Aschermittwoch als Bußtag getreten. Seine Feier war früher eine andere als heute. Während bis zum 11. Jahrhundert, als die öffentliche Bußdisziplin noch in Geltung war, an diesem Tage Penitenten aufgenommen wurden, ließen sich im 12. Jahrhundert auch andere Gläubige die Asche geben und allmählich wurde die Zeremonie zu einem integrierenden Bestandteil der Aschermittwochs liturgie. Der Aschermittwoch kann also auf eine mindestens 100jährige Tradition zurückblicken.

Als Ueberrest, Rückstand organischer Stoffe, die im Feuer verzehrt werden, stellt die Asche die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen, namentlich auch die Zerstörung und Auflösung des leiblichen Lebens vor Augen und ist insofern ein Symbol des Todes. Als Erinnerung an den Tod will auch die Kirche die Zeremonie aufgefaßt wissen. Sie verleiht der Asche durch ihre Segnung sogar den Charakter einer Sakramentale.

Kein Gedanke ist wohl der Welt so verhaßt wie der Gedanke an den Tod, und doch will jemand ausgerechnet haben, daß in jeder Sekunde am Tage und während der Nacht ein Menschenkind für immer die Augen schließt. Sterben ist ein hartes Wort, doppelt und dreifach hart dem Unvorbereiteten.

Darum birgt der Aschermittwoch einen tiefen, wahren Gedanken. Er spricht nur zu deutlich zu uns, als daß wir ihn nicht verstehen könnten. Und mag auch der kulturstolze Mensch die Ueberreste der Verstorbenen verbrennen, mag er, wie es in Großstädten geschieht, die Abholung der Leichen in der Nacht oder in der frühesten Morgenstunde anordnen, mag er die Friedhöfe weit von den Häusern der Lebendigen verlegen, das Wort der heiligen Schrift: es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, wird damit nicht entkräftet.

Der Tod ist der Mächtigste auf Erden. Wir alle sind ihm untertan und tragen sein Joch. Gefürchtet von allen ist er und doch fürchtet er niemanden. Bei seinem Namen zittert, der sonst noch nie gezittert hat. Ungerufen und unangemeldet tritt er vor die Mächtigen der Erde und fragt nicht erst, ob sie zu sprechen seien. Kein Posten hält ihn an und ruft ihm: Wer da? zu. Er würde ihn auch nicht aufhalten, sondern vor ihm die Waffen strecken.

Den einen sucht er im Arbeitszimmer auf, dem andern pocht er an's Schlafgemach, diesem erscheint er im Kreise der Seinigen, jenen redet er an auf offener Straße oder im freien Felde, einem dritten winkt er beim fröhlichen Gelage und allsgleich verläßt derselbe seine heiteren Genossen und folgt ihm. Diesen besucht er am frühen Morgen, jenen am Abend, einen andern zur Mittagsstunde und wieder einen um Mitternacht. Dem einen kündigt er sich lange vorher an, den andern überrascht er plötzlich.

Diesen Gedanken, in all seiner Schärfe und Bitterkeit, ruft uns die Kirche ins Gedächtnis zurück. Sie handelt im Auftrage dessen, der den Tod mit dem Diebe vergleicht, welcher in der Nacht in das Haus schleicht.

Warum sollen wir also nicht in gesunden Tagen des Todes uns erinnern, warum nicht die Mittel gebrauchen, welche Christus uns gegeben als Speise für die schwere Stunde, warum uns nicht vorher vorbereiten!

Das ist der Tiefpunkt des Aschermittwochs. Vanitas vanitatis, alles Irdische ist eitel, nur Staub und Asche, der Mensch lebendiger Staub, die Erde eine dünne Staubdecke im Vergleich zum glühenden Erdkern, die Sonne, wenn einmal abgekühlt, eine Kugel von Staub und Asche. Der Mensch überdauert das alles, seine Seele ist unsterblich. Sorgen wir, daß wir reif befunden werden, das Erbe anzutreten, welches Christus denen verheißen hat, die ihn lieben.

## Bum Jahresbericht der Obwald. Kantonalbank.

I.

Der Jahresbericht unserer Kantonalbank für das Jahr 1910 ist in den letzten Tagen veröffentlicht worden. Es lohnt sich, über die Entwicklung dieses Geldinstitutes vor der Öffentlichkeit die interessanten Angaben des ausführlichen Berichtes wiederzugeben. Jedermann weiß ja, daß die Kantonalbank für unsere Staatsverwaltung ein lukratives Geschäft und nicht zum mindesten Grund und Ursache der niedrigen Staatssteuer ist. Die Hälfte des Reingewinnes fließt regelmäßig zur allgemeinen Verwendung in die Staatskasse, während die andere Hälfte ebenfalls zu Staatszwecken verschiedener Art verbraucht wird. Der Reingewinn der Bank diente viele Jahre zur Neufassung des Fonds einer Krankenheilanstalt, dann zur Erhöhung des Reservefonds für die Bank selbst und in den letzten Jahren zur Abzahlung der Baukosten für das neue Verwaltungsgebäude. Für die Entwicklung des Institutes spricht die große Steigerung des jährlichen Umsatzes und die immer regere Geschäftstätigkeit auf allen Gebieten des Geldwesens.

Durch das neue prächtige Bankgebäude ist für die Zukunft zu einer gesunden und soliden Weiterentwicklung der Bank geschaffen und trotz der Abgabe der Hälfte des Reingewinnes an die Staatskasse ist es gelungen, aus eigenen Mitteln die Baukosten zu bestreiten, welche die ansehnliche Summe von Fr. 231,000 ausmachen. Der hierfür angelegte Fond ist mit 31. Dezember 1910 bereits auf Fr. 145,523.74 gestiegen. Größere Bewegungsfreiheit erlangte die Bank durch die Erhöhung des Dotationskapitals im Berichtsjahre auf Fr. 2 Millionen. Der Reservefond beträgt Fr. 200,000 und mit der fortschreitenden Entwicklung und Steigerung des Geschäftsverkehrs wird daran gedacht werden müssen, denselben wiederum zu erhöhen.

Nun der Jahresbericht selber. Der verdiente Direktor Herr alt-Landammann P. von Moos, nimmt den Anlaß wahr, um in einem Geleitwort das Wirtschaftsjahr 1910 zu schildern. Die Besserung im Wirtschaftsleben hat sich nicht in erhofftem Maße eingestellt. Das Jahr 1910 folgte nicht dem gewöhnlichen Gang der Zeit, sondern trug von Anfang an das Zeichen der Unruhe und der Erregung und mannigfachen Ueberraschungen an sich.

Eine solche Ueberraschung war die im Sommer eingetretene Hochwasserkatastrophe, von der große und fruchtbare Gegenden des Schweizerlandes heimgesucht wurden. Nicht nur die Landwirtschaft, speziell auch die Hotelindustrie hatte unter der Ungunst der Witterung schwer zu leiden. Immer mehr zeigte sich in der Hotellerie die üblen Folgen einer gesteigerten Konkurrenz. Das in den Schweiz. Hotelunternehmungen investierte Kapital wird gegenwärtig auf ca. 800 Millionen Franken geschätzt. Ein wahres Nationalvermögen! Daraus ersieht man, wie sehr das Wirtschaftsleben in der Schweiz von dem wichtigen Faktor der Hotelrendite abhängt. Dieser Erwerbszweig, der einen großen Teil des Nationalvermögens umfaßt, verdient daher in großem Maße den Schutz des Staates. Eine trübe Aussicht besteht für die Preise der unentbehrlichsten und notwendigsten Lebensmittel. Die Teuerung wird voraussichtlich noch fortschreiten, zum mindesten ist ein Rückgang der Lebensmittelpreise nicht zu erwarten. Das ist für die Mittelstandsklassen und ärmeren Leute eine bitterböse Prophezeiung.

Der Geldmarkt zeigte im verflossenen Jahr keine abnormalen Erscheinungen. Der offizielle Diskontsatz stellt sich im Durchschnitt auf 3,51 gegen 3,22 Proz. im Vorjahre. Große Banken sind schon Ende des Jahres 1909 allgemein zum 4 Prozentfuß zurückgekehrt, während kleinere Privatinststitute wiederum zur Ausgabe von 4 1/4 Proz. Obligationen geschritten sind. Dieser Prozentsatz ist in Anbetracht des gegenwärtigen durchschnittlichen Privatdiskontsatzes entschieden zu hoch.

Auf dem Gebiete des Bank- und Kreditwesens haben die Konkurse einiger Banken der Ost- und Westschweiz das feste Vertrauen des Publikums in die kleinen Geldinststitute erschüttert. Ungetreue Verwaltung und ungesunde Kreditgewährung haben das Unglück verschuldet, von dem in erster Linie viele kleine Sparer und die Gewerbetreibenden betroffen worden sind. Der Bericht sagt diesbezüglich: Dabei hat es sich gezeigt, daß viel zu weitgehende Kreditgewährung von kleinen Banken ohne eine gesetzlich festgelegte Basis sich zu einem Uebel gestalten kann und nicht nur diese Inststitute allein, sondern das ganze reelle Bankgewerbe schädigt, das durch eine solche Konkurrenz bedroht manchmal gegen die bessere Einsicht gezwungen ist, zu große Kredite und zu nicht entsprechenden Bedingungen einzuräumen.

Der Herr Bankdirektor hat die allgemeine Wirtschaftslage und in demselben den Stand des Bankwesens mit dem klugen und erfahrenen Blick des alten Praktikers überschaut. Diese Erwägungen sind zur Beurteilung des speziellen Berichtes wertvoll und zeigen, daß bei der gegenwärtigen Konkurrenz im Bankverkehr der alte Grundsatz der unabänderlichen Solidität immer noch der wahre ist. Wie leicht sind aber heutzutage die Leute dazu geneigt, bei einer Geldanlage mehr die Höhe der Verzinsung und nicht den inneren Wert der Anlage zu berücksichtigen. Erst beim Verlust gehen dann die Augen auf.

## Feuilleton.

### Von den Apenninen zu den Anden.

Erzählung von Edmondo de Amicis.

Es gab Tage, an denen das Wetter schlecht war, während welcher er in der Kajüte eingeschlossen blieb, wo alles rüttelte und tanzte, inmitten eines erschreckenden Chores von Wehklagen und Verwünschungen; er glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen. Am anderen Tag war das Meer ruhig und gelb, aber es herrschte eine unerträgliche Hitze und gräßliche Längeweile; unendliche und trübe Stunden, während welcher die schwitzenden Reisenden, unbeweglich auf den Lischen liegend, alle wie Tote erschienen. Die Reise nahm kein Ende, Wasser und Himmel, Himmel und Wasser, heute wie gestern, morgen wie heute, — jetzt, — immer, — ewiglich. Und er lehnte stundenlang an der Brustwehr und betrachtete das unendliche Meer, bekümmert, unruhig, an seine Mutter denkend, bis ihm die Augen zufielen und der Kopf ihm vor Schlaf auf die Schulter sank; und dann sah er wieder das unbekannte Gesicht, das ihn teilnehmend ansah und ihm dann ins Ohr wiederholte: „Deine Mutter ist tot!“ — Und bei

dieser Stimme fuhr er plötzlich auf und erwachte, um mit offenen Augen weiter zu träumen und den veränderten Horizont zu betrachten.

Siebenundzwanzig Tage dauerte die Reise! Aber die letzten waren die besten. Das Wetter war schön und die Luft frisch. Er hatte die Bekanntschaft eines gutmütigen alten Lombarden gemacht, der nach Amerika ging, um seinen Sohn zu suchen, der in der Nähe der Stadt Rosario Bauer war; er hatte ihm alles von seiner Familie erzählt und der Alte wiederholte ihm oft, indem er ihm mit der Hand auf den Nacken klopfte: „Mut, Bublein, du wirst deine Mutter gesund und wohlbehalten finden.“

Die Gesellschaft stärkte ihn, und seine Vorgefühle waren aus traurigen ruhige geworden. Auf dem Bordsteil des Schiffes, in der Nähe des alten Bauern sitzend, der seine Pfeife rauchte, unter dem schön gestirnten Himmel, inmitten der Gruppen von Landsleuten, die sangen, malte er sich hundertmal in Gedanken seine Ankunft in Buenos-Aires aus, sah sich in der gewissen Straße, fand den Laden, stürzte dem Wetter entgegen: „Wie geht es meiner Mutter? Wo ist sie? Kommt! Laß mich gleich zu ihr gehen!“ — Sie lachten miteinander, eilten eine Treppe hinauf, es öffnete sich eine Tür. . . . Und hier hörte sein dumpfes Selbstgespräch auf, seine Einbildung

verlor sich im Gefühl unfähiger Zärtlichkeit, in dem er heimlich eine kleine Medaille, die er am Halse trug, hervorzog, sie küßte und seine Gebete murmelte.

II.

Am siebenundzwanzigsten Tage nach der Abreise kamen sie an. Es war ein schönes, helles Matin Morgenrot, als der Dampfer in dem ungeheuren Rio de la Plata Anker warf, an dessen Ufer sich die große Stadt Buenos-Aires, die Hauptstadt der Republik Argentinien, ausbreitet. Das prachtvolle gute Wetter schien ihm ein gutes Vorzeichen zu sein. Er war außer sich vor Freude und Ungebild. Seine Mutter war in einer Entfernung von wenigen Meilen von ihm! In wenigen Stunden sollte er sie sehen! Und er befand sich in Amerika, in der neuen Welt, und hatte die Kühnheit gehabt, allein hierher zu kommen! Die ganze Reise löste sich für ihn in ein Nichts auf. Es schien ihm, als ob er im Traum geflogen und in diesem Augenblicke erwacht sei. Und er war so glücklich, daß er sich fast nicht verbünderte und nicht betrübte war, als er die Taschen durchstöberte und nur noch eines der beiden Kölschen vorfand, in die er seinen kleinen Schatz geteilt hatte, um sicher zu sein, nicht alles auf einmal zu verlieren. Sie hatten es ihm ge-